



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.



Vertieft. Von O. Goldmann.

— Vor dem Einzug. —

Heut am Abend vor Walpurgisnacht
Haben mir die Herlein zugelacht;
Schritten fröhlich ihrer dreimal drei
Heim vom Wald, vor meinem Haus vorbei.

Trugen Veilchensträußchen in der Hand,
Weiß und rosenfarb' war ihr Gewand;
Veilchendüfte folgten ihrem Schritt,
Und sie sangen, und das Herz sang mit.

War's doch wie ein Bild aus alter Zeit:
Siegreich naht des Königs Herrlichkeit,
Ihm entgegen huldigend vor's Thor
Ward gesandt ein holder Jungfrau'nchor.

Singend zieh'n sie heim im Abendschein,
Und beim Frührot zieht er selber ein.
König Mai, wer will Dir widersteh'n,
Wenn vorauf Dir solche Boten geh'n?

Ernst Mueltenbach.

— Glück. —

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Conrad trat ans Fenster und lehnte den Kopf an die Scheibe. Eine Träumerei durchzog seine Gedanken, während er den Späßen und Tauben zusah, den einzig lebenden Wesen auf dem Hof; unermüdetlich flogen sie von den Dächern zur Erde und zurück. Ihm war, als gehöre ihm dieses Gut und in jenem Haus drüben waltete sie und wie er noch sinnend da stand, kam sie leichten Schrittes über den Kiesweg zu ihm hinüber; leise knarrte die Thür, sie trat neben ihn und lehnte den Kopf an seine Schulter. Stumm verharren sie neben einander, er spürte ihren Atem an seiner Wange, ihren Arm an dem seinen. Lange blieben sie so stehen und sahen den Vögeln zu in der unbewegten, stummen Mittagshitze . . . Von fernher erkünte ein leichtes Rollen, aber er schreckte erst auf, als Heinz gelbe Card unter seinem Fenster entlang fuhr. Da trat er schnell zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn: ein Märchen hatte er erlebt, einen Feenbesuch am hellen Tage! Aber so schön sollte es dereinst werden — nie mehr wollte er von ihr lassen, sie sollte die Seine werden!

„Was hat denn Euer Inspektor?“ fragte Heinz mißtrauisch seine Braut. „Er sprang ja förmlich zurück, als er mich sah?“

Wanda blickte zu Boden und nach einer Weile sagte sie: „Weißt Du schon, daß Ulrike und Max fortgefahren sind?“

Heinz lachte auf, er nahm die Nachricht als Antwort auf seine Frage hin: „Daß Max fortgefahren ist, wird ihn wohl nicht weiter betrüben, aber daß Ulrike fort ist — das glaube ich schon! Kann ich Ihnen nicht verdienen, mein Herr Inspektor!“

Er lachte noch einmal vor sich hin, dann hielt er fast erschrocken inne. Aber Wanda hatte ihn gar nicht beachtet, sie dachte nur: „Wie ahnungslos er ist — und wie eingenommen von sich! Also: so leicht sind Männer zu betrügen?“

Es war ihr Schicksal, daß sie früh die Höhen und Tiefen ausmessen lernte, zwischen denen die menschlichen Regungen hin- und her schwanken; und die Erkenntnis, daß alle nur Verräter und Egoisten seien, wucherte immer mehr in ihr empor. Weshalb sollte nur sie thöricht von ferne stehen —? Und in ihren Ohren klang Konrads lockendes, böses Wort: „Ist Liebe Sünde?“ — — —

In Ulrike blieb ein großes Unbehagen zurück, das in der ersten Zeit jedes heimliche Gefühl im Professorenhause verschlechte. Zwischen ihr und Konrad schwebte so vieles unausgesprochen, das sich bei jedem Zusammensein wie eine gewitterschwangere Wolke trennend zwischen sie schob und Benehmen und Worte immer mehr in Bann legte. Und daß sie nun auf lange, vielleicht auf immer von ihm gegangen war, ohne ihm anders als durch herzliche Liebenswürdigkeit zeigen zu dürfen, daß er ihr gefalle — das schmerzte sie nun in den Tagen der Ruhe, der altgewohnten, gleichmäßigen Beschäftigung und zeitigte Sehnsucht und Zweifel in ihrem Herzen. Er hatte ihr nicht das Recht gegeben, ihre Liebe zu gestehen und dennoch ihre Zuneigung erweckt und genährt durch sein Benehmen, seine Blicke und die Teilnahme, die er jeder ihrer Handlungen, ihrem Gespräch bezeugte. Konnte sie sich darin täuschen, daß seine Augen aufleuchteten, wenn sie das Zimmer betrat, daß seine Freude aufrichtig war, wenn sie sich neben ihn setzte, oder an seiner Seite stand? Braucht es klarer Worte, um einander zu gestehen, daß man sich liebt, zeigen die zahlreichen, feinen Fäden, die sich von Einem zum Andern ziehen und die immer von neuem dadurch überraschen, daß sie ähnliche Ansichten, denselben Geschmack, ja, dieselben Gedanken verknüpfen, nicht ebenso deutlich, daß es zwei Menschen mit Genugthuung erfüllt, in so vielen Beziehungen überein zu treffen? War es nur ihr so wichtig erschienen, wenn sie wieder eine gemeinsame Empfindung konstatiert hatten, prägten nur ihr sich all jene kleinen Züge ein, die von derselben Anschauung, denselben Neigungen redeten?

Die Frau Professor nahm ihr jetzt die Haupt Sorge für Max ab und unwillkürlich trat nun auch Ulrikes Interesse für den Knaben mehr in die zweite Linie. Wenn sie mit ihrer Arbeit im Garten saß oder kleine Dienste in der Wirtschaft ausrichtete, so hielt sie oft, von ihren Träumereien gefangen genommen, plötzlich inne und wieder und wieder erwog auch sie die uralte schmerzreiche Frage: „Liebt er mich — oder liebe nur ich ihn!“

Da sie so stark mit sich selbst beschäftigt war, entging ihr Luciens Veränderung, oder erstaunte sie nicht so sehr, wie es unter neutralen Verhältnissen wohl der Fall gewesen wäre. Sie forschte der Ursache nicht nach, die diesen Wechsel hervorgerufen hatte, sie begnügte sich damit, Luciens Schroffheiten zu mildern und ihr mehr Rücksicht gegen den Vater zu predigen. Ihr that der Mann leid, der keinen Teil hatte an der innigen Liebe, die Mutter und Sohn mit einander verband; die Anerkennung seiner Theorien, die Max mit solchem kindlichen Eifer vertrat und der das Kind dann er-mattete in die Arme Frau Katharinas zurückführte, konnte ihn jetzt nicht mehr mit Stolz erfüllen; die Augen waren ihm geöffnet durch die Rebellion der Tochter, er sah selbst das Thörichte des Uebermaßes ein, daß ihm schließlich Lucie entfremdet, den Knaben körperlich ruiniert hatte. Mehr denn je verschanzte er sich vor sich selbst und den Seinen hinter hochtrabenden, annahenden Reden und versteckte das Gefühl eigener Kleinheit unter hohlen, pomphaften Behauptungen. Alle durchschauten ihn, alle zwangen Rücksicht und Takt zum Schweigen, nur Max hörte gläubig, mit andachtsvollen Augen, die väterlichen Tiraden an und versuchte den Vater durch blinden Gehorsam für die Bärtlichkeit zu entschuldigen, die er der Mutter zuwandte.

Dem Professor nagten Meid und Eifersucht am Herzen, wenn er sah, wie Lucie den Arm um Frau Katharina schlang, Max den Kopf in ihren Schoß barg.

Was hätte er gegeben für einen Blick stolzer Schwärmerei aus den braunen Zigeuneraugen, was hätte er getan, um einmal eine zaghafte Liebkosung von den ungeschickten Knabenhänden zu empfangen! Er hätte betteln mögen wie um ein Almosen — ein Nest des Selbst-erhaltungstriebes, der Scheu, sein Inneres und damit zugleich seine Irrtümer zu entdecken, hand ihm die Zunge. Er lechzte nach Liebe wie ein Verdurstender, der den Quell vor Augen sieht und sich nicht zu bewegen wagt, um dem Feinde nicht seine Ohnmacht zu verraten. Und doch fühlte er, daß es Zeit wurde, Frieden zu schließen: Max schien ihm abbitten zu wollen, daß in anderer Umgebung, unter

fremden Menschen ein Zweifel in ihm an der Vollkommenheit des Vaters erwacht war. Mit Anstrengung all seiner Kräfte suchte er des Professors Gebote zu erfüllen, sobald ihm nur die Schularbeiten Zeit ließen. Er holte nach, was er versäumt hatte, auch in dieser Hinsicht wollte er den Ansprüchen genügen. Der Zwiespalt des Hauses war in diesem jugendlichen Körper lebendig geworden, und das Schwanken zwischen der Liebe zu der glütigen Mutter, der Verehrung für den Vater, zehrte seine Kräfte auf.

„Wie blaß er aussieht,“ sagte der Professor eines Abends, als der Knabe das Zimmer verlassen hatte, „und seine Hände sind so heiß.“

Die Sorge drängte ihm das Wort über die Lippen, er mußte sich Luft machen.

Frau Katharine sticte statt jeder Antwort, dann erhob sie sich, um dem Kinde noch einen Kuß vor dem Einschlafen zu geben.

Der Professor vertrat ihr den Weg: „Wenn Du wünschst, Katharina — Du hast ja andere Ansichten wie ich — so wollen wir nach dem Doktor schicken, es beruhigt Dich vielleicht.“

Sie sah ihm in die Augen, aber er blickte scheu an ihr vorüber, sie mußte ja seine Selbstanlage darin lesen.

„Der Doktor wird wohl nicht mehr viel helfen können,“ sagte sie leise, „aber wir wollen ihn holen, man kann ja noch den Versuch machen —“

„Katharina,“ unterbrach er sie angstvoll, „das kann nicht sein, Du bist erregt! Er ist ja kräftig und —“

„Kräftig?“ wiederholte sie spöttisch, „sieh ihn Dir einmal an: ein kleines Skelett ist er mit leuchtenden Augen und jagendem Herzschlag! Seit wann haben Riesenkinder Aermchen wie Puppen und Ohnmachtsanfälle nach einer Turnstunde?“

„Aber — aber weshalb verheimlicht man mir das alles?“ fragte der Professor stammelnd. „Weshalb sagtest Du mir nicht —“

„Wer nichts sehen will, sieht nichts,“ entgegnete sie mit harter Stimme. „Du, der Du Dich doch auf Anatomie verstießt und nach Toten berechnen kannst, wie groß und wie schwer ein normal entwickelter Mensch in den verschiedenen Stadien der Entwicklung sein soll — Du hattest täglich die abgemagerten Glieder Deines Kindes vor Augen, hörtest seine Brust keuchen, sahst den Schweiß auf der bleichen Stirn, das schmerzvolle Zucken der schmalen, blutlosen Lippen — hast Du ihm trotzdem eine Erleichterung gegönnt, einen Moment des Ausruhens? Dein Prinzip gestattete keine weiche Regung, kein Nachgeben — Deiner Thorheit brachtest Du das Kind zum Opfer!“

Er hatte das Haupt gebeugt unter ihren Anschuldigungen, ein paarmal erhob er abwehrend die Hände, aber was sie jahrelang in sich aufgesammelt an Groll und Zorn, das konnte sie nun nicht mehr zurückdämmen — in Todesangst fielen die Rücksichten wie die Halme im Sturmwind.

Der Professor stand noch immer unbeweglich da, als seine Frau schon lange das Zimmer verlassen hatte. Ulrike wagte nicht aufzublicken, Lucie hatte sich ganz leise erhoben. Sie legte den Arm um seine Schulter und den Kopf an seine Brust — er rührte sich nicht.

Endlich schob er sie sanft von sich fort, murmelte: „Morgen, Kind, laß mich jetzt,“ und ging hinaus.

Lucie schritt langsam an ihren Platz zurück, lange Zeit löbte kein Laut die drückende Stille ab.

„Wie entsetzlich ist dies alles,“ begann sie endlich, „was ist schlimmer als solch tiefeingewurzeltet Mißverständnis zwischen Mann und Frau? Wie kann die Liebe den Weg zurückfinden durch soviel Kälte und Gleichgiltigkeit, durch solche trennenden Zwistigkeiten, solche unverständlichen Gefühle? Welch ein Wall von Vorurteilen, Mißtrauen, ja auch von Verachtung hat sich zwischen den Beiden aufgetürmt, können sie noch jemals sich wieder begegnen?“

Sie schwieg, als erwarte sie eine Antwort. Doch Ulrike, der es überaus peinlich war, Zeugin dieser Szene gewesen zu sein, behielt ihre Ansicht für sich und Lucie sprach weiter, als wäre es ihr ein Bedürfnis, sich zu äußern: „Wie kann man sich lassen, nachdem man sich einmal gefunden hat? — Ich denke mir, man lebt im Anfang doch nur für einander, man gewöhnt sich daran, wie der andere zu denken, zu fühlen — da muß doch schon ein großes, erschütterndes Ereignis eintreten, um ein Herz von dem anderen zu reißen und in getrennte Bahnen zu lenken. Und solch ein Ereignis, ich meine: eine Schuld oder eine Sünde, die haben nicht einmal meine Eltern von einander scheiden brauchen! Wenn man sich liebt, über alles liebt und sich felsenfest vertraut — wie kann dann solche bis ins Innerste gehende Spaltung eintreten?“

Ulrike gedachte voll Schmerzes der Verhältnisse in ihrem Vaterhause und um der jungen Grüblerin zu helfen, die so ratlos vor der großen Frage stand, sagte sie einfach: „Du denkst Dir das Dasein zu romantisch, liebe Lucie. Gewöhnlich sind die Beiden, die sich zusammenfinden, wie Du sagst, noch jung und entwicklungs-fähig. Und zwischen sie drängt sich das Leben mit tausend Ansprüchen: der Mann arbeitet, erhält draußen Anregungen und sammelt Erfahrungen ein, die ihn innerlich verändern, reifen und in andere Richtungen

treiben. Die Frau sieht diesen Wechsel, der sich ja auch allmählich vorbereitet, nicht gleich, sie kennt die Ursache desselben nicht und vom Haushalt, von Kindern und Geselligkeit beansprucht, findet sie keine Zeit, den Wandel in des Mannes Charakter zu beobachten. Und bleibt die Frau ganz auf die vier Wände angewiesen, bilden sich bei dem Manne Egoismus und Tyrannei aus, so wird die innere Trennung rasch befördert und zuletzt als unüberbrückbar anerkannt! Ich erzähle Dir nur von einem einzigen Beispiel, aber Du siehst daraus, daß nicht einmal eine Schuld vorzuliegen braucht, um Mann und Frau einander zu entfremden.“

„Aber weshalb bleibt man dann zusammen?“ fuhr Lucie heftig auf. „Wenn man sich nicht liebt, muß man doch die Fesseln empfinden. Für einen Mann, den ich nicht liebe, zu kochen, zu sorgen, zu nähren — das siele mir gar nicht ein!“

Ulrike lachte. „Dazu kommt, daß Dir diese drei Beschäftigungen ohnehin nicht die angenehmsten sind! Nun denke aber daran, was alles hinzutritt, um Eheleute an einander zu binden: Stellung, Ruf, die Furcht vor einem Skandal und last not least die Kinder.“

„In die kann man sich doch teilen!“

„Manchmal müßte man ja dann das salomonische Urteil ausführen — und manchmal: möchtest Du, Uxar lebte bei Deiner Mutter und Du — —“

„Um Gotteswillen, nein, sprich es nicht aus,“ wehrte Lucie mit der alten Lebhaftigkeit. „Ich mich von Uxar trennen! Ich kann gar nicht begreifen, wie Du Deinen Bruder verlassen konntest, ich wäre mit ihm gegangen.“

„Ein Mann findet den Weg besser allein als mit einem weiblichen Anhang,“ meinte Ulrike traurig lächelnd. „Du weißt ja, wenn er erst reich ist, folge ich ihm. Aber darüber mag noch manches Jahr vergehen.“ —

„Nimm mich mit,“ bat Lucie eifrig. „Oh — Amerika! Das habe ich mir schon immer gewünscht! So auf der Farm leben und alles selbst thun — herrlich muß es sein!“ — „Gut, ich nehme Dich gern mit. Mein Bruder ist gewiß einverstanden, ich habe so vieles von Dir geschrieben.“ — Lucie sah ernsthaft ins Lampenlicht, als arbeite sie sich den Plan aus. Plötzlich hob sie die Augen, richtete sie fest auf Ulrike und sagte: „Nein,

niemals! Ich weiß, an was Du dachtest! Aber ich kann nicht, Ulrike, ich bin ja nicht mehr frei — und ich liebe ihn über alles! Und was mich quält, ist nur der eine Gedanke: wenn er mich liebt, wie ich ihn, ist es dann möglich, daß wir uns einst auch so feindselig gegenübersehen, wie — wie — Du weißt, wen ich meine! Ich glaube so felsenfest an ihn und daß er mich glücklich machen wird, und ich habe nur noch einen Wunsch, dem mein ganzes Leben geweiht sein soll: so zu werden, daß ihm alles, alles an mir gefällt, daß er gar nichts mehr aussetzen kann — und siehst Du, deshalb laufe ich auch nicht mehr barfuß mit dem Vater!“

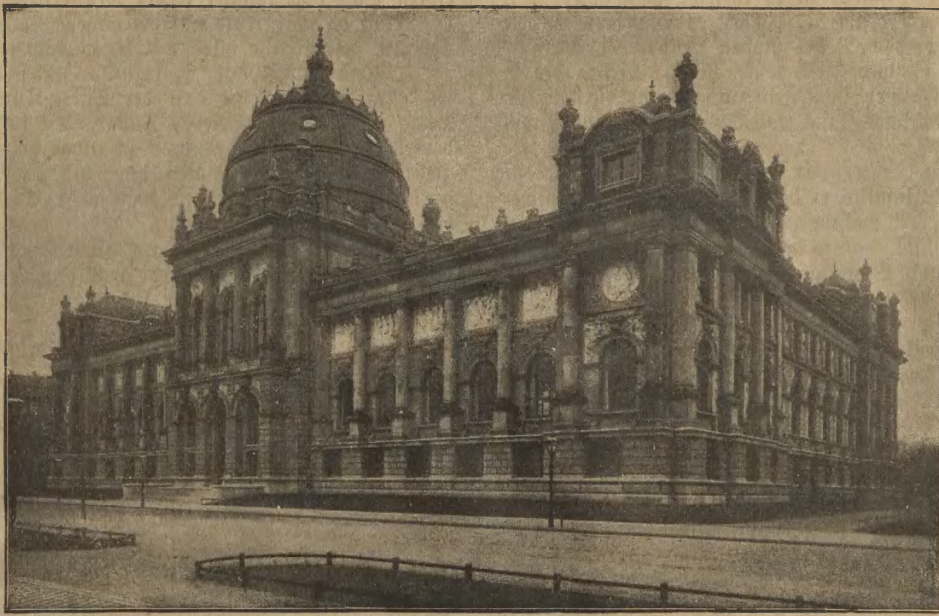
Der Schluß wirkte überraschend nach dem feierlichen Ernst, der ihren ersten Worten den Anstrich eines Eides gab. Aber Ulrike lachte nicht über die unerwartete Wendung, ihr war, als stockte plötzlich ihr Herz. Es brauste ihr in den Ohren, ihr schwindelte und doch hörte sie noch einmal Luciens Worte: „Ich bin ja nicht mehr frei!“ — deshalb schwieg er also!

„Ich habe Dir ver-“

raten, was noch Geheimnis ist und es vorläufig auch bleiben wird,“ erzählte Lucie weiter, „wir müssen ja erst mehr Geld verdienen, wenigstens er! Oh, ich liebe ihn noch heißer, seitdem er sich von mir trennen wollte, jetzt, nachdem ich allein hierher zurückgekehrt war. Nur, weil ich reich sei, schrieb er! Und ich werde ihn doch allmählich davon überzeugen, daß es keine Schmach ist, von der Frau, die man liebt, Geld anzunehmen — und das ist ihm auch später erst eingefallen, im Anfang hat er gar nicht daran gedacht, daß man sein Thun falsch deuten könne. Und siehst Du, ich will nicht gleich Mißverständnisse zwischen uns haben, er soll wissen, wie ich denke. Ich betrachte mich trotzdem als seine Braut — und das duldet er schweigend, Ulrike,“ sagte sie mit glücklichem Gesicht, „soweit treibt ihn sein Stolz denn doch nicht. Und daß er mir nicht schreibt —

ich habe es mir überlegt; er kann seine Braut doch nicht kompromittieren und das geschähe schon vor den Dienstboten, wenn ich regelmäßig Briefe empfinde. Eine Zeit lang dachte ich — nimm es nicht übel, Ulrike, er liebte Dich! Aber nun kenne ich ja den ehrenwerten Grund seiner Zurückhaltung. Und nun wird er mich nie, niemals wieder los, ich liebe ihn über alles! Er muß sich schon meine Neigung gefallen lassen.“

[Fortsetzung folgt.]



Das neue Provinzialmuseum in Hannover.



Sarkophag der Kaiserin Friedrich für die Friedenskirche in Potsdam.

Frühling.

Novellette von Paul Blif.

[Nachdruck verboten.]

Und immer ist es dieselbe Geschichte.

Man sollte doch meinen, daß die Menschen mal vernünftig würden, daß die Jungen lernen würden von den Alten, aber nein — immer ist es dieselbe Geschichte.

Kurt liebte zum ersten Mal, aber es war keine Liebeslei, keine Eintagsliebe, wie sie sonst wohl bei jungen Leuten der Großstadt vorzukommen pflegt, nein, es war jene hohe, heilige Liebe, die des Mannes ganzes Denken und Fühlen in Fesseln zwingt, und die dem Verliebten die Zukunft als ein endloses Glück voll Sonnenschein und Freude erblicken läßt.

Kurt war einundzwanzig Jahre. Er war Student der Philologie. Er war aus guter bürgerlicher Familie, er hatte eine Erziehung bekommen; seine Mutter war eine Frau von wahrer Herzensbildung, sein Vater ein Mann von strengem Rechtsgefühl, und so kam es, daß der junge Student, trotz all der Anfechtungen und Verlockungen der Großstadt, sich seine Ideale erhalten hatte.

Und nun liebte er zum ersten Mal wirklich und wahrhaftig.

Natürlich war es im Frühling gekommen.

Ende April. Die Sonne scheint wärmer von Tag zu Tag. An allen Ecken und Enden sprießt und sproßt es. Die Kastanien sprengen ihre braunen, flebrigen Blattknospen. Der Flieder grünt und grünt, und seine Blüten schimmern schon ganz blau.

Auf den Wiesen ist über Nacht ein farbenleuchtender Teppich entstanden: Primeln und Margaretenblumen, alles bunt durcheinander. Und die Sonne scheint und scheint; Lerchenjubel und Umschlag, und bunte Falter und Libellen in zahlreicher Menge. Und alles jubelt und alles singt, ein Preislied ohne Ende, dem Frühling, dem Sorgenlöser, dem Liebespender.

Und da saß der junge Student eines Tages auf einer Bank im Tiergarten. Er hielt einen Band Goethe in der Hand, aber hinein sah er nicht, träumend blickte er in die klare, hellblaue Frühlingsluft und sah dem Spiel der bunten Schmetterlinge zu, die von Blume zu Blume flatterten, neckend und kosend.

Mit einem Male wird er geweckt aus seinen Träumen. Lautes Kinderlachen erklang neben ihm. Er sah sich um, und da sah er sie zum ersten Male. Ein junges Mädchen, das die kleinere Schwester spazieren führte. Beide setzten sich auf seine Bank.

Er war wie gebannt. Summerzu sah er sie an, ganz heimlich, von der Seite. So etwas hatte er noch nicht gesehen. Blaue Augen, braunes Haar und einen Mund — zum Küssen schön! Die Figur schlank und zart, und Bewegungen von einer Lieblichkeit und Anmut, wie er sie noch nie gesehen hatte. Fast war er atemlos vor freudigem Schreck und sein Herz pochte zum Berspringen.

Dann haßte das Schwesterchen nach einem bunten Falter; dabei kam sie seinen Füßen zu nahe, so daß sie stolperte und fiel. Im Nu hob er sie wieder auf und sagte ihr ein paar tröstende Worte. Und bei der Gelegenheit sprach auch die Schöne ein paar Worte der Entschuldigung zu ihm, die ersten Worte, die sie zusammen sprachen, gleichgültig und formell, aber als sie sich ansahen, wurden sie beide rot und verlegen.

Und von da an traf er sie dann jeden Tag, immer an einer andern Stelle, denn sie wich ihm aus; er aber suchte und suchte, bis er sie fand; und er fand sie immer, jeden Tag.

Glücklich war er! Die ganze Welt gehörte ihm! Denn er liebte dieses schöne Mädchen, das fühlte er nur zu bald.

Nach vierzehn Tagen traf er sie zum ersten Male allein.

Der Flieder blühte. Ganze Wogen von süßem Duft durchwehten die Lüfte berauschend, fast betäubend.

Langsam gingen sie nebeneinander. Keines sprach ein Wort. Endlich nahm er ihre kleine Hand, drückte sie innig, und dann auf einmal hatte er das schöne Mädchen im Arm und stammelte heiße Liebesworte, und dann küßten sie sich, trunken von Glück, selig in der reinen Liebe.

Das Unglück wäre geschehen, meinte ein alter Herr, der aus der Ferne lächelnd das Pärchen beobachtet hatte.

Die beiden Liebenden aber waren überglücklich, denn sie sahen und hörten nichts von dem, was um sie vorging, ihnen leuchtete die Sonne der Freude, die ihre Herzen schneller pochen machte.

Und nun begann eine köstliche Zeit.

Jeden Tag sah er seine Käthe und mit jedem Tage gewannen sie sich mehr lieb. Aber niemand wußte um ihre junge Liebe, wie ein Geheimnis bewahrten sie ihr Glück vor jedem dritten.

Nach einigen Wochen sagte Kurts Vater zu seiner Frau: „Unser Junge ist seit kurzem ganz verändert, viel lebensfroher als er vordem war; findest Du das nicht auch?“

Die Mutter nickte nur lächelnd, sie ahnte wohl etwas, aber genau wußte sie auch nichts.

Eines Tages aber saß Kurt im Garten, allein mit seinen Büchern,

und da überraschte ihn die Mutter, als er eine Photographie an die Lippen drückte.

Kein Wort sagte die kluge Frau, nur fragend sah sie ihn an, mit einem Blick voll inniger treuer Mutterliebe.

Und da war Kurt aufgesprungen, umhalsste die Mutter, und küßte sie, und gestand ihr alles mit leisen Worten.

„Mein guter Junge,“ sagte sie nur, und streichelte zärtlich über sein Haar. Am andern Tage ließ der Vater Kurt zu sich kommen und sagte milde aber ernst: „Lieber Junge, Du kannst doch nicht ans Heiraten denken, erst mußt Du es doch zu etwas bringen in der Welt, und darum gib Dich keinen Illusionen hin; bis Du Dein Studium beendet hast, ist noch lange Zeit hin, und wer weiß ob Du bis dahin Deiner Neigung von heute treu bleiben kannst.“

Kurt aber antwortete mit glühender Begeisterung: „Ja, Vater, unsere Liebe ist echt! ich werde von nun an mit doppelter Kraft arbeiten, daß ich bald eine Anstellung bekomme, und dann werde ich mein Mädchen heiraten.“

„Nun, es soll mich freuen,“ sagte ernst der Vater, „ich will ja doch nur Dein bestes.“

Und von da an arbeitete Kurt mit nie ermüdender Kraft und immer nur sein Ziel im Auge, so lebte er weiter.

Sein Mädchen hatte ihm ja Treue gelobt, und er vertraute ihren Schwüren — sie wollten sich lieb behalten, bis er sich eine Stellung geschaffen, die ihm gestattete, einen Hausstand zu begründen.

So kam der Sommer heran.

Noch immer sahen die Liebenden sich jeden Tag, und noch immer erneuten sie ihre Versprechen — treu, bis sie einst vereint wären!

Aber eines Tages, es war im Juli, überraschte Käthes Mutter das Pärchen im Tiergarten und von der Zeit an war die Herrlichkeit zu Ende.

Käthes Eltern waren einfache praktische Leute, und als die Tochter mutig erklärte, daß sie warten wolle, bis ihr Kurt eine Anstellung hätte, da entgegnete der Vater ernst und bestimmt, daß sie sich die Liebesgedanken nur vergehen lassen sollte, denn er habe bereits einen Mann für sie erwählt.

Schon am nächsten Tage durfte sie nicht allein ausgehen und als Kurt nach drei Tagen vergeblichen Wartens kam, einen Besuch zu machen, empfing ihn Käthes Vater und sagte ihm, daß seine Tochter bereits versagt sei.

Doch damit gab sich der junge Student nicht zufrieden, er hoffte auf den Mut und die Treue seines Mädchens, er wartete geduldig bis er sie wiedersehen würde.

Aber er wartete vergebens, den Käthe war bereits seit vier Tagen fort, in Begleitung ihrer Mutter nach Magdeburg gefahren, wo sie bei einer Tante untergebracht wurde. Und Briefe von Kurt bekam sie auch nicht mehr, denn die Tante verbrannte sie, einen wie den anderen, bis sie endlich ausblieben.

Doch Kurt hoffte auch jetzt noch, das alles sich zum Guten wenden würde und er arbeitete nun erst recht, denn gerade jetzt trieb der Ehrgeiz ihn vorwärts.

Und so verging auch der Sommer und mit Stürmen und Regenschauern kam der Herbst ins Land.

Anfang Oktober bekam Kurt einen Brief von Käthe, das erste Lebenszeichen seit langen, langen Wochen. Jubelnd riß er den Umschlag auf, aber schon die ersten Zeilen machten ihn erbeben, zitternd und zagend las er weiter.

Sie schrieb ihm, daß er ihr nicht zürnen dürfe, wenn sie ihn häte, ihr das Wort zurückzugeben, sie müsse den Willen ihrer Eltern nachgeben und einen Vetter heiraten, der in sehr guten Vermögensverhältnissen lebe, sie selbst sei ja arm und ihren Eltern müsse sie dies Opfer bringen — zwar liebe sie den Vetter noch nicht, aber da er sehr lieb und gut zu ihr sei, würde sie ihn wohl lieben und schätzen lernen.

Bitternd sah Kurt auf den Brief. Er hörte und sah nichts mehr, was um ihn her geschah, vor seinen Augen zerrann alles im wirren Wirrwarr, und das eine ging ihm fortwährend durch den Kopf; ist es denn nur möglich, daß alles, alles zu Ende sein sollte!

So sank er hin und drückte das Gesicht in das Polster und schluchzte laut auf.

Und so fand ihn die Mutter. Nichts sagte sie, kein Wort des Trostes, stumm beugte sie sich zu ihm nieder und legte seinen Kopf an ihre Brust, und so ließ sie ihn weinen still und stumm — — —

Darüber sind nun viele, viele Jahre hingegangen.

Kurt ist längst in Amt und Würden und er ist nun auch ein verständiger und vernünftiger Mann geworden, er hat eine brave Frau bekommen, und zwei stramme Buben toben und tollen durch sein Haus. Jedesmal, wenn der Flieder wieder in Blüte steht, dann sitzt er oft und sinnt und träumt, dann ersteht wieder vor ihm in all ihrer Poesie die selige Zeit seiner Frühlingsliebe.



Eine seltene Doublette. Originalzeichnung von Otto Reznagel.

Hannemann-Hannemann hatte die Durchsicht des Briefes vollendet. Einige Male holte er zu Bewegungen aus, als wollte er gewisse Stellen streichen, ja zuletzt, als wollte er den ganzen Brief zusammenknüllen und ihn so dem Ofeninnern überliefern, endlich aber klebte er ihn zu, schrieb die Adresse darauf und erhob sich mit der ausgesprochenen Miene eines Mannes, dessen Festigkeit nunmehr auch die letzte scharfe Probe glücklich bestanden hat. Den Brief steckte Hannemann, unten angelangt, in den dem Leser zur Genüge bereits bekannten Kasten und schlängelte sich dann, weil nun einmal einem Liebenauer Kurgast keine große Wahl geboten wurde, wieder in den Wald.

„Eigentlich Müttchen, hab ich gar keine Lust,“ sagte Vorchon einige Augenblicke, bevor Hannemann das Haus verließ, auf die gewohnte Weise zu ihrer Mutter.

Die Damen standen in ihrem Zimmer und waren zum Ausgehen fertig. Die Frau Stabsärztin betrachtete nur noch einmal am Fenster ihr Taschentuch, im Zweifel, ob sie ein neues nehmen sollte, oder nicht. Es war Sonnabend und das entschied. Die Frau Stabsärztin wollte erst morgen ein frisches in den beabsichtigten Angriff nehmen.

„Wozu denn, hast Du keine Lust?“ fragte die Stabsärztin.

„Zu der ganzen Partie,“ sagte Vorchon.

Es handelte sich um den Ausflug, den Hannefried zu heute nachmittag endlich ins Werk gesetzt und zu dem die Damen sich gerüstet hatten.

„Was das schon wieder für Launen von Dir sind. Nun haben wir doch zugesagt,“ erwiderte die Stabsärztin.

„Wenn schon!“ bemerkte Vorchon griesgrämig.

„Ich finde doch den Herrn sehr nett!“

Die Frau Stabsärztin verstand unter diesem Herrn niemand andern als Hannefried.

Vorchon antwortete gar nicht.

„Da wollen wir schon gehen,“ sagte sie endlich ergebungsvoll.

Die Damen setzten sich in Bewegung. Im Hausflur hielt Vorchon ihre Mutter plötzlich zurück.

Hannemann ging auf der Straße vorüber.

„Was ist denn schon wieder?“ fragte die Stabsärztin.

„Nichts,“ sagte Vorchon, „komm nur.“

Hannemann verschwand soeben in dem Wald.

Müttchen ahnte nichts. Sie ahnte nicht, was im Herzen Vorchens, während sie beständig mit der Sorge um ihre Hüte, Blusen und Kleider äußerlich beschäftigt war, tobte. Jedes Kleid, an dem sie bastelte, stellte sie sich als ein weißseidenes Brautkleid, jeden irenen, alten Hut als einen Myrtenkranz vor — und ihr zur Seite ging er. Ein Held, als der er sich erwiesen hatte und der ihr, ohne daß er etwas davon wußte, vielleicht, ja ganz gewiß sein Leben verdankte. Ein Mensch von Güte und von Herzlichkeit, als der er sich gleichfalls bewährt. Ein Dulder, den irgend ein finsternes Geheimnis bedrückte, das ihn den Menschen entfremdete und in die Einsamkeit trieb, bis sie ihn von dem Bann befreite, sie selbst und keine andere, so daß er nun ihr Eigentum geworden war, das keine Macht der Welt ihr mehr entreißen sollte.

„Ich glaube, dort stehen schon die Herrschaften,“ sagte die Stabsärztin, und in der That, am Ende des Wiesenweges, über den man ging unter der Laubkrone der Karolinen-Buche, dem verabredeten Sammelorte, wurde jetzt eine Gruppe von Herren und Damen bemerkbar.

Vorchon fuhr zusammen. Ihr Traum zerstob. Der Mann, dem er gegolten hatte, beachtete sie nicht. Wenn ein anderer sie noch haben wollte — falls es im Ernst noch einen solchen andern gab — ohne Widerspruch würde sich Vorchon ihm jetzt zu eigen geben. Nicht bloß um ihrer Mutter den Gefallen zu thun, eine Versorgung zu finden, sondern auch, um in der Erfüllung künftiger Frauenspflichten den Traum, den sie geträumt hatte, nach und nach zu vergessen.

Die Gesellschaft, die sich unter der Karolinen-Buche zusammengefunden hatte, besaß die Eigentümlichkeit, daß die verehrte Leserin eine ganze Anzahl von guten Bekannten, auf die sie jedenfalls dabei gerechnet hat, darunter vermissen wird, was um so auffälliger war, als die betreffenden Abjagen erst sozusagen in letzter Stunde eingetroffen waren.

Als Hannefried gemeinschaftlich mit seinem Freunde Stroh auf Gut Wiesenthal — sie hatten auf Betreiben Strohs zu diesem Zwecke eine Equipage genommen — den Damen, um sie zu dem Ausfluge einzuladen, die gebührende Aufwartung machten, hatten die Damen sofort zugesagt. Merkwürdig dabei war es, daß, obwohl der Besuch fast einen ganzen Nachmittag dauerte, das Schicksal Hannefried abermals jede Gelegenheit vorenthielt mit Gretchen, wenn auch nur für

einen kurzen Augenblick, allein zu bl. Sen. Oder suchte Gretchen selbst jede solche Gelegenheit zu hintertreiben? Man besichtigte die Ställe, den Garten, die Felder, selbst die mit der Gutswirtschaft verbundene Bierbrauerei, alles Dinge, die auf Hannefried wie Novitäten aus dem Buchhandel wirkten, aber Gretchen wollte sich nicht isolieren. blieb sie einmal ein bißchen zurück, so war — darauf ließ sich ein jedesmal mit Sicherheit wetten — Praktikant Stroh an ihrer Seite. Vergebens wartete Hannefried selbst nur auf einen stillen Blick des Einverständnisses aus ihren Augen. Sah ihn Gretchen einmal an, so geschah das freundlich und so unbefangen, als wäre niemals zwischen ihnen ein Geheimnis vorgefallen. Inzwischen mochte daran auch die Gegenwart der andern Leute schuld sein. Nur beim Abschied, als man durch den stockdunklen, kühlen Garten ging und keines das andere deutlich erkennen konnte, fühlte Hannefried plötzlich eine Hand, welche die seine suchte und diese heftig drückte. Beim Schein der herannahenden Laterne, welche der Stallknecht brachte, stellte sich heraus, daß diese Hand Gretchen gehörte. Der Lichtschein machte sie plötzlich äußerst verlegen — ordentlich, als wäre von ihrer Seite ein Irrtum vorgekommen, dann fuhr der Wagen ab. Hannefried fühlte sich mit dem Verlaufe des Besuches zufrieden. Gretchen fuhr fort, ihn nicht zu genieren und blieb ihm doch treu. Auch Stroh schien an dem verbrachten Nachmittage nichts auszusetzen zu haben. In die Wagenecke gelehnt, sang er ein Lied vom Rodenstein mit geübter Kehle in die Nacht. „Hussa, hallo, Jo, hiyaho!“ klang es frohgemut von seinen Lippen. Dann fing er plötzlich an zu erzählen, daß er in zwei Jahren als Rechtsanwalt in München wahrscheinlich einer guten Lebensstellung entgegengehen würde, in der es ihm auch nicht schwer werden könnte, ein geachteter Ehemann und Familienvater zu werden. Es war eine schöne Nachtfahrt und ungerne trennten sich die Freunde.

Mit ähnlicher Bereitwilligkeit benahm sich Fräulein Vierkes, als Hannefried, von der gleichen Absicht geleitet, im Forsthaufe erschien. Die Damen waren gerade beim Reisespiel. Als einziger Herr — Sekundaner Fritsch nicht gerechnet — wirkte nur Doktor Pulvermann mit, was, da er im Forsthaufe als Hausarzt galt, schließlich seine ganz natürliche Erklärung fand.

Eigentlich war es Hannefried, unter den jetzigen Verhältnissen, seit das Fräulein aus der Sonne seine Gedanken so völlig in Beschlag nahm, ganz recht, daß auch Emma fast genau so wie Gretchen, wenigstens äußerlich auf das Vorgefallene, nicht mehr eingehen zu wollen schien. Ein anderer mochte sich den Kopf darüber zerbrechen, was in aller Welt der Grund war, daß sie seit dem Rendezvous im Ludwigstempel auch nicht auf die geringste Weise mehr auf das Geschehene zurückkommen wollte. Bis heute. Noch einige Tage — Hannefried hatte sich das aufs positivste jetzt vorgenommen — und seine Verlobung mit einer dieser jungen Damen sollte offiziell vollzogen sein.

Mit welcher? Mit Emma oder mit Gretchen? — Noch eine dritte weibliche Gestalt stellte sich zwischen beide. Was wollte sie in dieser Gesellschaft? Nein — Hannefrieds Gewissen war rein. Ihr, dieser dritten, hatte er noch kein Wort von irgend was gesagt, was irgend einem Geheimnis gleichen könnte. Und es gab dennoch zwischen ihnen eins, ein sehr bedeutendes.

Am Morgen war von Wiesenthal im Adler ein reitender Bote erschienen mit der Meldung, die Damen wären zu ihrem Bedauern an der zugesagten Beteiligung verhindert, da plötzlicher Verwandtenbesuch in Wiesenthal eingetroffen war. Ein paar Stunden nachher, noch vor der Table d'hôte, langte ferner aus dem Forsthaufe ein Dienstmädchen an mit der Mitteilung, Fräulein Vierkes ließe sich ebenfalls entschuldigen, da sie an Kopfschmerzen leide, und zu Hause in der Hängematte liegen bleiben müsse. Es war nur merkwürdig, daß etwas später auch Doktor Pulvermann und Praktikant Stroh abjagen ließen. Ein jeder teilte mit, er wäre verhindert. Weitere Gründe gaben sie nicht an.

Zimmerhin schien die Gesellschaft, die jetzt plaudernd, lachend und sich begrüßend, unter der Karolinenbuche sich zusammengefunden hatte, amüsant genug zu sein. Hannefried hatte in diesen Wochen Bekanntschaften gemacht; die Promenade, die Reunion, der Verkehr im Hotel hatten Anlaß genug geboten und bald waren in diesem heiteren Kreise, in dem er als der eigentliche geistige Urheber der Partie sich eines hohen Ansehens erfreute, Gretchen und Emma sowie Doktor Pulvermann und Stroh verschmerzt. Nur als er, die Versammlung mit den Blicken überfliegend, auch Vorchon vermiste, fühlte er einen Stich. Da kamen auf dem Wiesenwege die Damen aber schon an.

„Wir warten nur noch auf die Damen,“ sagte Hannefried erfreut und höflich sich verbeugend — „vielleicht gestatten Sie mir, gnädige Frau.“

Die Stabsärztin trug wie gewöhnlich ihre Tasche und ihr schwarzes Cape am Arme. Hannefrieds Worte hatten den Sinn, daß er diese Last galanter Weise ihr abzunehmen wünschte.

„Wie meinen Sie?“ erwiderte die Stabsärztin freundlich und holte mit ziemlicher Umständlichkeit ihr Rohr aus der Tasche. Vorchon glühte her wieder. Wie im Chor in einer Oper stand unter der Buche, wie die Badebevölkerung als Zeugenschaft des Vorganges da.

„Ob Sie mir nicht erlauben, Ihnen das Cape und die Tasche zu tragen,“ rief Hannefried in das Rohr.

„Bitte, bitte!“ erwiderte die alte Dame mit unveränderlicher Freundlichkeit.

Es war ein herrlicher Tag. Das Ziel des Ausfluges war ein Dorf mit einem Kloster, das dort auf einem Hügel stand, und wo im Bräustübli an die immer zahlreich anwesenden Gäste von den vorzüglichen Brüdern ein eigen gebranntes wohlschmeckendes Bier verschänkt wurde. Hannefried hatte das Kloster, die Brüder und das Bier bereits vorher in Begleitung Strohs einmal kennen gelernt. In Chemnitz, ja in ganz Sachsen, gab es keine solche Klöster. Was ihm anfänglich daran ungewohnt gewesen war, das war ihm jetzt vertraut. Die ganze Gesellschaft, soweit sie selber das Kloster noch nicht kannte, war von seiner Führerschaft entzückt. Die Damen fragten den aufwartenden Bruder, ob sich die Herren in diesen Mauern denn nicht langweilten, was von diesem, da dieselbe Frage von den Gästen am Tage gegen hundertmal an ihn gestellt wurde, mit gewohnter Nachsicht verneint wurde. Nur als die Damen auch die Zellen zu sehen wünschten, fanden sie sich enttäuscht. Das wurde, wie der ehrwürdige Frater erklärte, von der Klosterregel verboten. Hannefried bedachte den geistlichen Schenker, wie er es von Stroh gelernt hatte, zum Vorn für seine guten Dienste, so daß die gesamte Gesellschaft es auch genügend sehen konnte, mit einigen Zigarren, dann legten die Herren einige Geldmünzen auf ihre Teller und man nahm Abschied von dem gastlichen und guten Ort.

Der Rest des Tages wurde im Dorf, in der hier bestehenden Gartenwirtschaft verbracht. Man veranstaltete Pfänder- und Rasenspiele und schließlich wurden sogar Regel geschoben, an welchem Vergnügen auch die Damen teilnahmen. Die Frau Stabsärztin und Vorchon schlossen sich natürlich nicht aus. Vorchon schob einmal einen richtigen Kranz, wogegen ihre Mutter vom Glück weniger begünstigt wurde. Obwohl ihr alle unter der Gesellschaft vorhandenen Regelkenner erklärten, wie sie sich hinzustellen, wie sie die Kugel zu fassen und wie sie dieselbe abzuwickeln hatte — eine Gelegenheit, bei welcher das Hörrohr zu einer Rolle gelangte, wie sie ihm bisher in Liebenau noch nicht zu teil geworden war — so waren doch alle diese Winke vergeblich. In den meisten Fällen sprang die Kugel über die Laufbohle hinweg und blieb dann an der Wand ermattet liegen. Endlich nahm auch das Regelspiel ein Ende, im Garten wurde zu Abend gegessen, und nachdem am Himmel schon die Sterne aufgegangen waren, wurde der Heimweg angetreten.

Der Weg ging über die Chaussee, friedlich lagen die Wiesen, Felder und Dörfer im Abenddunkel da, bis ein Fichtenwald nahte, durch den die Chaussee hindurch lief. Von den Stämmen duftete durch die kühle Nachtluft der Harzgeruch, und die Sterne blinkten immer zahlreicher und heller.

Die Gesellschaft hatte sich in Gruppen aufgelöst. Vorn an der

Spitze tönte bereits, wie sich erwarten ließ, das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald“, in das sich aus den mittleren Gruppen vom Winde fortgetragenes Gelächter mischte. Als letzte wanderten zusammen die Stabsärztin, Vorchon und Hannefried. Die mancherlei Pflichten, die Hannefried an diesem Nachmittage übernommen hatte, hatten es ihm bisher unmöglich gemacht, Vorchon irgendwelche besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Begierde seines Innern nachzugeben. Er hatte auf den Heimweg gewartet. Ein entschiedenes Hindernis zu einem vertraulichen Gedankenaustausch mit Vorchon bildete vorläufig noch immer die Stabsärztin selbst. Das Gespräch drehte sich um schöne Gegenden, Hannefried erzählte von Chemnitz, auch die Stabsärztin wollte von ihm unterhalten sein und mehr als einmal scholl seine Stimme in das Hörrohr so vernehmlich hinein, daß sie von der Thalwand im hörbaren Echo zurückklang. Zwei ältere Damen blieben auf der Chaussee plötzlich stehen und erklärten, sie wären so müde, daß sie nicht weiter könnten. Auch die Stabsärztin stimmte, als man bei diesen beiden Damen angelangt war, bei. Ein guter Zufall fügte es, daß von ferne etwas wie ein Wagen heranrollte, es war die Karriolpost. Auf dem Bock saß der junge, schwächliche, weil noch spärlich besoldete, und bescheidene Postillon, und der Wagen hatte gerade noch drei Plätze, einen vorn neben dem jungen Mann und zwei auf der hinteren Bank. Nach sehr langen Debatten kam der Entschluß zu stande, daß mit den beiden anderen älteren Damen auch die Stabsärztin mit aufsteigen sollte; in Liebenau machte die Post Station. Vorchon sollte sich mit den übrigen Herrschaften dann zu Fuß einfinden. Endlich nahm die Stabsärztin vorn neben dem jungen Mann Platz, der Wagen rollte davon, über die dunkle Straße erscholl von ferne dann das Horn, ohne daß man an seinen Tönen erriet, auf welches Lied es eigentlich hinaus wollte, und Vorchon und Hannefried waren mit einander allein.

„Wir möchten doch wohl jetzt etwas schneller gehen,“ sagte Vorchon.

Hannefried war der umgekehrten Meinung. Was sollte er erwidern, um sie zu veranlassen, nicht schneller zu gehen?

„Ich wollte Ihnen noch für etwas danken, gnädiges Fräulein,“ sagte er gefast.

Seine gehaltenen Abenteuer hatten ihm in galanten Dingen eine entschiedene Routine und Entschlossenheit erworben. Ohne Zeugen wollte er, entsprechend der günstigen und flüchtig vorübergehenden Gelegenheit, auf sein Ziel nun los. Auf welches? Es war jetzt nicht an der Zeit, sich pedantisch darüber Rechenschaft zu geben.

„Für was denn?“ fragte Vorchon erstaunt.

„Dafür, daß Sie für mich so viel Teilnahme bewiesen haben,“ fuhr Hannefried, ohne noch zu stocken, fort.

Es war ganz dunkel. Gesichter und Mienen waren auf dieser Straße kaum noch zu erkennen.

„Was meinen Sie denn?“ klang Vorchens immer verwundertere, ja jetzt beinahe furchtsam werdende Stimme.

„Das wissen Sie doch!“

„Aber wirklich nicht!“

Die Nacht umher hatte nicht Augen noch Ohren.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Blinde Menschen und blinde Vögel. Der belgische Landwirtschaftsminister und die Deputiertenkammer in Belgien haben eine ebenso originelle wie rührende Petition erhalten. Sie geht von den jungen Blinden des Blindeninstituts Woluwe-Saint-Lambert aus und bittet um ein Gesetz, das das Blenden der Vögel verbieten soll. „Wir, die wir blind sind,“ heißt es in der Petition, „haben Gründe genug, dieses Verbot zu wünschen. Besser als jeder andere kennen wir die Schrecken der tiefen ewigen Nacht, in welche Kinder, ja sogar erwachsene Menschen kalten Herzens die unschuldigen und reizenden Geschöpfe versenken, weil für die barbarischen Ohren solcher Menschen das Schluchzen und die Angstrufe der geblendeten Vögel entzückendere Musik sind als die heiteren Lieder des Glückes. Was wir schöne Natur nennen, ist nicht der gestirnte Himmel, nicht das Morgenrot, nicht die Abenddämmerung, nicht die Flur mit ihren grünen Wiesen, ihren blühenden Gärten, ihren gelb werdenden Ernten, mit einem Worte nicht das prächtige Gemälde, das der ewige Maler vor den Blicken anderer Menschen entfaltet, nein, unsere Natur sind die Tausende von Stimmen, die unserer zarten Seele aus blauer Luft herab die Wunder der Schöpfung und die Größe, Güte und Liebe des Schöpfers singen, die Tausende von Stimmen, die so viel Reiz für unsere Ohren haben, die uns die Nacht weniger dunkel und das Leben ein wenig heiterer gestalten, die Tausende von entzückenden Stimmen, die grausame Frevlerhände in klagennde Seuzen und Schluchzen verwandeln wollen.“

Vom Reiten und Fahren in früheren Zeiten. Im Mittelalter bis zum 13. Jahrhundert ritten die Frauen nach Art der Männer, und erst später kam der Quersattel auf. Dann wurde es Sitte, daß die Frau auf einem hinter dem Sattel befestigten Rissen Platz nahm und den vor ihr sitzenden Mann mit beiden Armen umschlang. Das war noch im 16. Jahrhundert üblich. So ist unter anderem die Königin Elisabeth von England mit dem Grafen Leicester auf einem Rosse zusammen ausgeritten. Der Gebrauch der Wagen zur Personenbeförderung war im Mittelalter sehr beschränkt, Fürsten und Obrigkeiten in Deutschland eiferten dagegen, weil das Fahren die männliche Tugend, Ehrbarkeit und Standhaftigkeit

der deutschen Nation beeinträchtigte und es sich nur für Faulenzer und Bärenhäuter ziemte. Die erste Karosse kam im Jahre 1533 aus Italien nach Paris, und 1601 wurde durch die Infantin Marie von Spanien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Deutschland gebracht. Die ersten Mietskutschen wurden 1615 in Paris eingeführt. Dann aber entwickelte sich an fürstlichen Höfen der Luxus des Fuhrwesens. Das Reisen zu Wagen war aber noch im 17. Jahrhundert wegen der schlechten Wege nicht angenehm; denn nicht selten mußten Leute neben dem Wagen gehen, um diesen mit Hebebäumen aus den Büchern und dem Schlamm der Straße zu ziehen. Wer schnell fortkommen wollte, mußte reiten.

✻ Unsere Bilder. ✻

Eine seltene Doublette. Am sogenannten „Lug“, dicht bei der alten Buche, soll ein starker Bock seinen Wechsel haben, und schon seit zwei Uhr nachts steht der eifrige Waidmann gedeckt und außer Wind an der schmalen Schneise, vorsichtig nach Wild spähend. Schon dämmt der Morgen herauf, in einer halben Stunde wird die Sonne hinter dem Waldrande aufsteigen, schon sinkt des Jägers Hoffnung. Da knistert es plötzlich im Holze und zwischen den Stämmen leuchtet es rot, — ein Reh! Noch kann er nicht sehen, ob es „sein“ Bock ist, da versetzt ein Geräusch über ihm das Reh in Flucht. Jetzt erkennt er einen prächtigen Sechserbock und wie derselbe einen Moment verhofft, streckt ihn auch schon ein Blattschuß nieder. In demselben Augenblick vernimmt der Schütze einen starken Flügelschlag und sieht, wie von dem Baume, unter dem er steht, ein Auerhahn abstreicht, der vorhin durch sein Geräusch das Reh in die Flucht geschlagen. Im linken Lauf der Büchse flinte hat der Jäger eine Schrotpatrone. Schnell legt er an und durch den Pulverdampf des Schusses sieht er auch schon die Federn fliegen und dann den Auerhahn herabkommen. — Das war ein Morgen, den der Jäger niemals vergessen wird, das war Jagdglück!

Vertieft. In der Bodenkammer, wo sich viel Urväter-Hausat angesammelt hat, befinden sich auch in einer alten Truhe einige dicke Folianten, die das Entzücken des alten Peter hervorrufen, dem die Aufgabe zufällt, bei den verschiedenen Hausreinigungen auch die Bodenkammer in Ordnung zu bringen. Dann vergißt der Alte oft Zeit und Stunde über den prächtigen Büchern. Da ist eine „Historia von D. Johann Faustens/dem weitbeschryeten Zauberer und Schwarzkünstler“, sowie ein „Kurzwehlich lesen von Dyl Ulenpiegel“. Und während Peter mit dem Staubwedel über die vergilbten Seiten fährt, bewundert er die altmodischen Bilder und Zierraten vergangener Zeiten und liest ein oder das andere Zauber- oder Schelmenstücklein, um es dann mit gruseligem Ausschmückungen den aufhorchenden Mägden in der Küche zu erzählen.

Das prächtige, neue Provinzialmuseum, welches am 14. Februar d. J. in Hannover in Anwesenheit der Minister Dr. Studt und Hammerstein, sowie der Spitzen der hannoverschen Landesbehörden eröffnet wurde, ist ein herrlicher monumentaler Sandsteinbau, der jener Stadt, die sich schon durch so manche künstlerische Bauwerke auszeichnet, wieder zu neuem Ruhm in architektonischer Hinsicht gereichen wird. Das neue Museum befindet sich neben den Anlagen des großartigen Maschparks an der Rudolf von Benningsensstraße und ist nach den Entwürfen des Baurats und Professors Stier erbaut worden. Die Außenarchitektur ist in den Formen der italienischen Renaissance gehalten.

Der Sarkophag der Kaiserin Friedrich für die Friedenskirche zu Potsdam, wo die geliebte Mutter unseres jetzigen Kaisers ihre letzte Ruhestätte gefunden hat, dokumentiert uns den Schöpfer desselben, den Professor Reinhold Begas, wieder als gottbegnadeten Künstler. Die Architektur entspricht dem Sarkophage von Kaiser Friedrich, dessen Gesamtform die Verewigte einst selbst bestimmt hatte. Die Gestalt der edlen Frau ist in ein leichtes, griechisches Gewand gehüllt. Das Haupt ruht erhöht auf zwei Kissen. Ein Hauch des Friedens besetzt das feincharakterisierte, gleichsam schimmernde Antlitz mit den halbgeöffneten Lippen. Das aufgelöste Haar schmückt ein Diadem, von welchem der Schleier herniederhängt. Der rechte Arm ruht seitwärts ausgestreckt, die linke Hand auf dem Herzen. Der untere Teil des Körpers und das Fußende des Sarkophages bedeckt malerisch ein seidener Stoff, umsäumt mit Königs- und Kaiserkronen, die von Passionsblumen umrankt werden. Am Kopfende des Sarkophages steht die Inschrift, an den Ecken stehen Wappenschilder, umgeben von Lorbeer- und Eichenzweigen, darüber die deutsche Kaiser- und die englische Königskrone. Die Seitenflächen zieren Reliefs, links wird auf das unvergessene Wirken der Dahingegangenen hingewiesen durch Darstellungen der Barmherzigkeit, Kunstübung und Wissenschaft, rechts geben sie einen Blick ins Jenseits. Hier geleitet ein Engel die Verbliebenen auf das Gestade des Vergessens, hinweisend auf die Insel der Seligen und die niedergehende Sonne; dort empfängt Kaiser Friedrich, neben sich den früh verstorbenen Prinzen Waldemar, die so heißgeliebte Gattin, während über ihnen sich ein Regenbogen wölbt. Zwischen diesen Reliefs sehen wir das Haupt des dornengeschmückten Christus. Der ganze Sarkophag wird unter Aufsicht Meister Begas' von dem Bildhauer Albert Gerth in kararischem Marmor ausgeführt werden.

» Nachtsch. »

1. Bezierbild.



Da kommt ein Fahrraddieb! — Wo ist der Radfahrer?

2. Silbenrätsel.

bel des die en ga gel gra he hoch hu kor ma pa pi ran ren ta tus.

Obige 18 Silben sind die Anfangs- und Endsilben zu neun dreißilbigen Wörtern, deren Mittelsilben zu suchen sind. Die Wörter bezeichnen: 1. ein Königreich, 2. einen biblischen König, 3. einen Berg in den Alpen, 4. einen Schwimmbogel, 5. eine Truppengattung, 6. einen Berg in den Alpen, 7. eine griechische Ruinenstadt, 8. ein Gedicht mit komischem Zufaß, 9. eine Stadt in Spanien. — Die Mittelsilben der neuen Wörter sollen einen Reformator aus dem 15. Jahrhundert nennen.

3. Rätsel.

Ich bin ein Duzgegenstand,
Zum Fahren sehr bequem;
Wer mich zum Städtlein machen will,
Mir nur die Füße nehm'!

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Wenn Mittelhand richtig spielt, ist das Spiel auch bei ungünstiger Kartenterteilung unverlierbar. Im Skat liegen Bts-Sieben und Acht, Borhand hat Kreuz, Bts, Coeur- und Karo-Buben, Coeur-Dame, Acht, Sieben, Karo-Dame, Acht, Sieben. Hinterhand hat die übrigen Karten. Nur wenn Spieler sich verleiten läßt, nachdem er dreimal gestochen, zum dritten Male Trumpf zu fordern, kann ihm sein letzter von Vorhand abgenommen werden und er kommt nicht mehr zu einem Stich.
2. Gerona, Ungler, Turlet, Indigo, Vesboz, Erjunt, Fionzo, Galilei, Aristo.
3. Projes.

» Lustiges. »

Gütlicher Vorschlag.



„Papa, kauf' mir, bitte, eine Trommel!“
„Ach was, Du machst so schon genug Spektakel den ganzen Tag.“
„Ach, bitte, doch, lieber Papa, ich verspreche Dir, auch nur dann zu spielen, wenn Du schläfst.“

Gedankensplitter.

Den größten Erfolg erzielst Du bei den Menschen, wenn Du sie nicht auf das behandelst, was sie sind, sondern was sie sein wollen.

Selbstlob.

Herr (zu einem Bettler, dem er einen abgelegten Anzug geschenkt hat): „Der Anzug paßt Ihnen ausgezeichnet! Er sitzt Ihnen wie angegossen!“

Bettler: „Ja, Euer Gnaden haben auch einen ganz famosen Wuchs!“

Schwierig.

„Sie, Wärter, ist das Nilpferd eigentlich bössartig?“

„Nein, das können Sie um den Finger herumwickeln!“

Enfant terrible.

Besuch: „Wo haben Sie denn Ihren schönen Regulator, Frau Müller?“

Hausfrau: „Der Uhrmacher hat ihn diesen Morgen zur Reparatur abgeholt!“

Der kleine Hans: „Nicht wahr, Mama, erst wollte er den Winterüberzieher vom Papa mitnehmen?“

Widerspruch.

„Ihr Mann ist am Delirium gestorben?“

„Ja, er hatte leider 'ne kleine Schwäche für geistige Getränke.“

So geht's auch.

Schwiegermutter: „Nun, wie lebt Ihr denn zusammen, mein liebes Kind?“

Junge Frau: „O, prächtig, im besten Einvernehmen.“

Schwiegermutter: „Hat sich denn Dein Mann das viele Biertrinken, daß Du nicht leiden konntest, angewöhnt?“

Junge Frau: „Nein, er hat's mir angewöhnt.“

Verkannt.

Bettler: „Vor etwa einem Jahre schenkten Sie mir eine alte Weste, in der noch ein Hundertmarkschein steckte.“

Herr: „Himmel, und Sie bringen mir den Hundertmarkschein zurück?“

Bettler: „Bewahre, ich wollte nur fragen, ob Sie nicht wieder eine alte Weste für mich haben?“

Auch ein Supperlativ.

„Das ist wirklich komisch! Diese drei Freundinnen behaupten alle, zwanzig Jahre alt zu sein!“

„Hm! Welche mag wohl die Zwanzigjährige sein?“